

## Predigtmeditation über 1Könige 17,1-16 für den 7. So.n.Trin., 18.7.2021

### 1. Beobachtungen am Text

Wir werden im Predigttext Zeugen, wie sich im alten Israel eine Klimakatastrophe ereignet, deren Urheber Gott selbst ist. Es kommt zum völligen Ausfall der Niederschläge - und das über mehrere Jahre hinweg - mit tödlichen Konsequenzen für Mensch und Vieh. Für die Menschen ist eine Hungersnot vorprogrammiert; das Vieh muss notgeschlachtet werden. Aus dem vorangehenden Kapitel geht hervor, dass die Klimakatastrophe Gottes Gericht über das Verhalten von Israels König Ahab ist, der nicht nur eine heidnische Königstochter aus Sidon geheiratet hat, sondern um ihretwillen auch selber deren Gottheiten Baal und Astarte - neben Jahwe - verehrt. Aus dem Fortgang der Geschichte in den Kapiteln nach dem Predigttext wird deutlich, dass Gott die Klimakatastrophe über Israel deshalb verhängt hat, um Ahab zur Umkehr zu bringen: Selbst im Gericht verbirgt sich noch Gottes Gnade! Der König und das Volk sollen sich von den heidnischen Göttern abwenden und wieder allein ihren Gott Jahwe verehren.

Elia spielt in der ganzen Geschichte eine Schlüsselrolle. Er wird zwar nicht ausdrücklich Prophet genannt, ist aber der Mann, dessen Gott sich bedient, um dem König sein Wort und seinen Willen kundzutun. Durch ihn handelt Gott. Elias Vollmacht ist so groß, dass erst auf sein Wort hin wieder Regen fallen soll. In klassischer Einfachheit wird er in die Geschichte eingeführt. Es wird lediglich von ihm gesagt, welches sein Heimatort ist: Tischbe im Ostjordanland.

Nachdem Elia in einem einzigen Satz dem König Gottes Gericht angekündigt hat, ist er in Israel offensichtlich seines Lebens nicht mehr sicher. Jetzt zeigt sich, dass Gott ihn, seinen Mitarbeiter, beschützt und am Leben erhält. Dazu gibt er ihm auffallend präzise Anweisungen. Überdies bietet Gott nicht nur Menschen, sondern auch die Kreatur auf, um Elia am Leben zu erhalten. Um vor der Verfolgung durch den König sicher zu sein, muss Elia außer Landes gehen. Wo der Bach Krit lag, wissen wir nicht mehr. Auf jeden Fall noch östlich von Tischbe, seiner Heimatstadt, und damit außerhalb des Machtbereichs von König Ahab. Die Geschichte zeigt unmissverständlich: Gott ist in der Lage, seinen Mitarbeiter auch unter den widrigsten und lebensgefährlichsten Umständen zu bewahren und zu versorgen.

Die folgenden Verse stellen noch eine Steigerung gegenüber dem Bisherigen dar. Die Dürre führt dazu, dass auch der Bach Krit, von dessen Wasser Elia bisher trinken konnte, versiegt. Um nicht zu verdursten, erhält er von Gott wiederum genaue Anweisung, wohin er gehen soll, um am Leben zu bleiben. Diesmal soll er sich in umgekehrter Richtung, nämlich nach Westen,

ans Mittelmeer, zur Hafenstadt Sarepta (Zarpat) aufmachen, die wenig südlich von Sidon, also im wie der Bach Krit im Ausland liegt. Dass Elia von Gott ausgerechnet in die Heimat Isebels, des Königs Frau, geschickt wird, lässt eine feine Ironie erkennen: Mitten im Auge des Orkans soll Gottes Mitarbeiter die tödliche Dürre überleben.

In Sarepta sind es nicht die Raben, die Kreatur, sondern ist es eine Witwe, die Gott beauftragt, um Elia am Leben zu erhalten. Sie ist gerade dabei, um sich selbst und ihrem Sohn die Henkersmahlzeit zuzubereiten. Nur noch eine letzte Handvoll Mehl hat sie im Topf und ein wenig Öl im Krug. Elia bestärkt sie zunächst in ihrem Vorhaben. Gleichzeitig bittet er sie, zuvor ihm selbst einen kleinen Kuchen zu backen, und verheißt ihr im Auftrag Jahwes, dass ihr bisschen Mehl und Öl nicht aufgebraucht werden wird, bis es wieder regnet. Die Frau steht damit vor einer doppelten Zumutung: Anstatt selber zusammen mit ihrem Sohn eine Henkersmahlzeit zu sich zu nehmen, soll sie einem Fremden die Mahlzeit bereiten. Größer noch ist die Herausforderung, der Zusage Jahwes zu vertrauen, dass sie die Hungersnot überleben wird, wenn sie nur dem Fremden bei der letzten Mahlzeit den Vorrang lässt. Und das Erstaunliche geschieht: Die Witwe vertraut der Zusage Gottes aus dem Mund Elias und erfährt dadurch das Wunder ihrer Errettung.

## 2. Homiletische Herausforderungen

### 2.1 Zur Predigt von Wundergeschichten

Schon vor Jahrzehnten sang Katja Ebstein: „Wunder gibt es immer wieder“. Es gibt wahrscheinlich keinen Menschen, der in seinem Leben noch keine Wunder erlebt hätte - auch wenn er sie vielleicht anders genannt hat: z.B. Zufall oder Glück. Wunder nehmen auch im Leben Elias einen großen Raum ein. Gleichzeitig gehören die Wundergeschichten zu den biblischen Problemzonen, an denen sich in den vergangenen zwei Jahrhunderten die Gemüter von Christen und Nichtchristen immer wieder erhitzt haben.

Angesichts des kausal-mechanistischen Weltbildes, das vom 19. bis weit ins 20. Jahrhundert das Denken vieler Menschen in Europa bestimmte, bildeten die Wundergeschichten ein großes Glaubenshindernis. Dieses Weltbild erlaubte es nicht, mit wunderhaften Vorgängen zu rechnen, durch die die Naturgesetze durchbrochen wurden. Es war von diesem Weltbild her nicht denkbar, dass Gott in den Weltlauf - in Natur oder Geschichte - eingriff. Die Autoren der Bibel sind im Gegensatz dazu der Überzeugung, dass die Wundergeschichten reale Vorgänge in der Welt wiedergeben.

Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurde durch Albert Einsteins Entdeckung der Relativitätstheorie und Max Plancks Unschärferelation das bis dahin vorherrschende geschlossene naturwissenschaftliche Weltbild aufgesprengt. Es ist nicht so, dass in der Natur eine Ursache zwangsläufig eine bestimmte Folge nach sich ziehen muss. Das heißt nicht, dass mit Hilfe der neuen physikalischen Erkenntnisse Gottes Wirken beweisbar würde. Die mit den naturwissenschaftlichen Neuentdeckungen verbundene Überwindung des geschlossenen Weltbildes lässt jedoch ein wunderhaftes Handeln Gottes nicht länger als denkunmöglich erscheinen.

Im Moment gibt es in Theologie und Kirche immer noch eine Tendenz, die biblischen Wundergeschichten von einer volksskirchlichen Erfahrungsebene her zu lesen. Im Alltag der westlichen Kirchen sind Wunder nicht vorgesehen, wodurch die in der Bibel bezeugten entsprechenden Erfahrungen von vornherein unter den Verdacht geraten, nicht wirklich geschehen zu sein. Bei einer neuen Lektüre der Wundergeschichten ginge es darum, die in den Texten erzählten fremden und sperrigen Erfahrungen zunächst einmal wahrzunehmen, stehenzulassen, ohne sie gleich in Frage zu stellen. Ich bin überzeugt: Auf diese Weise würden sich dem heutigen Leser durch die biblischen Texte ganz neue Erfahrungsdimensionen erschließen.

In eine ähnliche Richtung gehen Überlegungen Klaus Bergers, die er bereits vor Jahren in seinem Buch „Darf man an Wunder glauben?“ vorgetragen hat. Er möchte darin „das Außerordentliche als Maß des Christlichen“ wiedergewinnen. Voraussetzung dafür, das Außerordentliche zu verstehen und zu erleben, ist für Berger die Annahme unterschiedlicher Wirklichkeitsbereiche: Wunder seien nur erfassbar und erlebbar auf dem Weg mythisch-mystischen Wahrnehmens und Erlebens, nicht aber auf mechanischem, physikalischem oder kausalem Wege wie Vorgänge der Natur. Auf diese Weise würde es möglich, ein verengtes, rationalistisch geprägtes Wirklichkeitsverständnis zu überwinden, das Menschen daran hindert, selbst wunderhafte Erfahrungen zu machen, die die Alltagswirklichkeit überschreiten.

## 2.2 Kontrafaktischer Glaube

Elia und die Witwe von Sarepta samt ihrem Sohn überleben die von Gott verhängte Hungersnot. Alle drei haben sich an Gottes Verheißungen gehalten, vielleicht an sie geklammert oder sogar - wie Luther es tat - Gott mit seinen Verheißungen die Ohren gerieben. Was mich beeindruckt, ist ihr kontrafaktischer Glaube: ihr Glaube gegen allen Augenschein.

Ich frage mich angesichts der langsam abklingenden Corona-Pandemie: Wie stand es in den langen Monaten seit März 2020 um meinen persönlichen Glauben und um den gemeinsamen Glauben unserer Kirche? Ich fürchte, dass auch für viele von uns und für die Kirche insgesamt zutrifft, was die Bekennende Kirche in der Stuttgarter Schulderklärung im Oktober 1945 im Hinblick auf ihre Rolle in Nazideutschland bekennen musste: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ Wo haben wir uns weggeduckt? Wo waren wir lieber still, anstatt für die Einsamen, Sterbenden und Trauernden die Stimme zu erheben? Aber auch umgekehrt müssen wir uns fragen: Wo haben wir uns gegen die Einschränkungen der Pandemie aufgelehnt, ohne die in ihr verborgenen Chancen zu entdecken? Gehören dazu nicht Entschleunigung, Innehalten, Besinnung auf das, was im Vielerlei der kirchlichen Aktivitäten wirklich nötig ist? Wo sind wir unserer erschreckten, verzagten, wütenden Bevölkerung das Wort Gottes schuldig geblieben? Es ist in den vergangenen Monaten von verschiedenen - meist Kirchenmännern außer Dienst - beklagt worden, dass die Kirche der Gesellschaft, aber auch den Gemeinden, kein konkretes Wort angesichts der Corona-Krise zu sagen gehabt hätte. Meine These ist: Die Kirche konnte dieses Wort deshalb nicht sprechen, weil sie nur einen lieben Gott kennt, der lediglich die Aufgabe hat, das menschliche Handeln zu bestätigen oder, wenn mal etwas schief gelaufen ist, zu vergeben und zu trösten. So etwas wie die Corona-Pandemie hat im gegenwärtig vorherrschenden Gottesbild keinen Platz. Ein Gott, der durch Gericht und Gnade handelt - ja, dessen Gnade nicht anders als durch das Gericht hindurch zu haben ist („Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“), ist inzwischen weithin unbekannt. Erneuerung gibt es nach der Bibel nur durch Umkehr, mit dem aus der Mode gekommenen Wort gesagt: durch Buße. Und die soll bekanntlich bei uns persönlich und in der Kirche beginnen. Mein Eindruck ist: Wir haben uns in Theologie und Kirche längst von dem uns umgebenden säkularen Denken beeinflussen lassen, das höchstens für einen Gott Platz hat, der uns zu Diensten steht, mit dem französischen Philosophen Voltaire gesprochen, dessen Geschäft es ist zu vergeben.

Ich kann gut verstehen und auch theologisch mittragen, dass Gottes Allmacht neu - und d.h. differenzierter als früher - gedacht werden muss. Dass Gott nicht unmittelbar mit der Faust dreinschlägt, wenn sich irgendwo in der Welt oder im Himmel Unrecht zeigt, kann ja nicht geleugnet werden. Allerdings spüre ich in vielen gegenwärtigen systematisch-theologischen und praktisch-theologischen Überlegungen eine Tendenz, die auf eine Schwächung Gottes zugunsten anderer Mächte hinausläuft. Stattdessen möchte ich einerseits, dass Gott der bleibt, der für Gutes und Böses gleichermaßen letztverantwortlich ist - denn was wäre die Alternative? Letztlich doch ein schwacher Gott, der seine Macht mit anderen, d.h.

schlussendlich bösen, Mächten teilen muss. Davor graust mir weit mehr als vor einem Gott, dessen Handeln ich nicht immer mit meiner Vernunft verstehen kann. Gott benutzt das Leid und die Not - ja sogar das Böse - und macht es unmittelbar für seine Zwecke dienstbar. Luther etwa sagt, dass Gott sich vor allem (!) „durch die Fenster des dunklen Glaubens sehen lässt“. Ich will in der Gewissheit leben und sterben dürfen, dass Gott in allem Geschehen handelt und ich deshalb nie und nirgends aus seiner Hand fallen kann - wie gesagt, auch wenn ich Gottes Tun häufig nicht verstehe.

Andererseits ist mir noch ein weiterer Gedanke wichtig: Mit Bonhoeffer gesprochen, reden und denken mir Theologie und Kirche heute viel zu gemütlich von Gott. Der biblische Gott ist alles aber andere als harmlos. Wehe, wer in die Hände des lebendigen Gottes fällt, heißt es sowohl im AT als auch im NT!

Vielleicht können wir von der Stuttgarter Erklärung noch etwas anderes für den kirchlichen Neuanfang nach der Pandemie lernen. Im Hinblick auf die Zukunft nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fährt die Schulderklärung fort: „Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden. Gegründet auf die Heilige Schrift, mit ganzem Ernst ausgerichtet auf den alleinigen Herrn der Kirche, gehen sie daran, sich von glaubensfremden Einflüssen zu reinigen und sich selber zu ordnen. Wir hoffen zu dem Gott der Gnade und Barmherzigkeit, dass er unsere Kirchen als sein Werkzeug brauchen und ihnen Vollmacht geben wird, sein Wort zu verkündigen und seinem Willen Gehorsam zu schaffen bei uns selbst und bei unserem ganzen Volk.“ Was sind die „glaubensfremden Einflüsse“, die uns heute zu schaffen machen? Sicherlich nicht zuletzt die Satttheit, die sich wie eine Fettschicht um unsere Herzen gelegt hat. Wo wird unser Leben noch von der Sehnsucht nach Gott und dem Himmel bestimmt? Mit den Worten eines Buchtitels von Dorothee Sölle gesprochen: „Es muss doch mehr als alles geben!“ Wo ist die brennende Sehnsucht geblieben, in Vollmacht Gottes Wort zu verkündigen und seinen Willen zur Geltung zu bringen? Dietrich Bonhoeffer nannte vor seiner Hinrichtung drei Voraussetzungen für diese Vollmacht: „Beten, das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten.“ Die evangelische Kirche und viele ihrer Mitglieder sind stark im „Tun des Gerechten“ - wenn ich nur an ihr ausgeprägtes diakonisches und politisches Engagement denke. Aber wie steht es mit dem Gebet und dem Warten-Können, dem Nichts-Tun, d.h. der Geduld? Mit dem Harren auf Gottes Wirken, wie Luther das Warten auf Gott ausgedrückt hat? Harren wir auf sein Eingreifen wie die Wächter auf den Morgen (Ps 130,5f)? Beten wir so, als ob der Erfolg unseres Tuns allein von Gott selbst abhinge?

### 2.3 Das Abendmahl als Medizin der Unsterblichkeit

Es ist ein großes Hoffnungszeichen, dass in den Gemeinden der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens endlich wieder das Abendmahl gefeiert werden kann. Bei Elia, der Witwe von Sarepta und deren Sohn sorgte Gott dafür, dass das Mehl im Topf nicht verzehrt wurde und dem Ölkrug nichts mangelte und so alle drei die Dürrekatastrophe überlebten. Auch das Abendmahl ist ein von Gott selbst durch seinen Sohn Jesus Christus eingesetztes Lebensmittel. Es will in den Belastungen des Alltags Kraft vermitteln und Horizonte der Hoffnung eröffnen. Indem wir das Abendmahl empfangen, erfahren wir ohne unser Zutun Vergebung der Sünde und erhalten Anteil am ewigen Leben Gottes. Die orthodoxe Kirche spricht zu Recht von ihm als „Unsterblichkeitsmedizin“, als pharmakon athanasia. Nicht zuletzt ist das Abendmahl Wegzehrung auf dem Weg zu Gott. Als Gemeinschaftsmahl macht das Abendmahl den Feiernden zudem deutlich, dass sie nicht allein sind, sondern mit anderen zusammen den Weg der Nachfolge gehen.

Alle diese Gedanken werden in dem modernen Abendmahlslied „Er ist das Brot, er ist der Wein“ (EG 228) wunderbar zusammengefasst. In ihm dominiert der Klang des Schutzes, der Verzeihung und der Hoffnung, ohne dass die Angst, die Not und die Schuld unter den Teppich gekehrt würden.

Prof. Dr. Peter Zimmerling, Leipzig